

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 8

Artikel: «Der Kampf um das geistige Reich»
Autor: Faesi, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schluß an die Gruppe zu finden. Gruppen entstehen überall von selbst, wo Menschen bereit sind, aus ihrer Verschlossenheit und ihren Sicherungen hervorzutreten und ihr Leben ganz unter die Führung Gottes zu stellen.

«Der Kampf um das geistige Reich»¹

von Robert Faesi

Willkommener Glücksfall für den Kritiker, eine bedeutende Kraft bei ihrem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit ankündigen zu können! Doppelt willkommen, wenn es sich, wie bei Julius Schmidhauser, um einen Landsmann handelt!

Die Schweiz hat in den letzten Jahren Denkmäler der Selbsterkenntnis ihres Wesens und ihrer Leistungen, auch solche der Erkenntnis ihrer Vermittlerrolle und europäischen Einbeziehung gezeitigt; aber es ist eher befremdlich, daß die Werke so selten sind, in denen wir zunächst von uns selber absehen und die Rundsicht ausnutzen, da wir doch durch das Schicksal auf eine natürliche Warte gestellt sind und vor den Nachbarn eine größere Freiheit des Standpunktes voraus haben. Unsere heutige Lage ist nicht unähnlich derjenigen im Weltkrieg.

Wie damals hat uns das Schicksal zu einer Art Neutralität verurteilt. Es liegt in unserer Hand, sie zum Vorteil oder zum Nachteil zu gestalten. Die Gefahr neutraler Haltung liegt am Mangel inneren Teilhabens und äußern Einsatzes, liegt an der selbstgerechten oder gleichgültigen Abkapselung, in der wohltemperierten Lauheit, am Überhandnehmen jenes Typus des zufriedenen kleinen Mannes, des seelischen und geistigen Kleinbürgers. Immer wieder stoßen wir in der Auslandspresse auf das diskreditierende Wort «Verschweizung». Es ist nur in der Ordnung, daß wir ungern hören, wie der Name unserer Nation zu einer entwertenden Nebenbedeutung kommt. Ist sie gerechtfertigt? Ja und nein. Der Ausdruck ist eine Warnung vor einer Gefahr, zu der wir tatsächlich neigen, ja, recht

¹ Julius Schmidhauser: «Der Kampf um das geistige Reich» (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1933).

eigentlich vor u n s e r e r Gefahr. Aber es ließe sich auch eine «Verschweizerung im idealen Sinne denken:

Es gibt eine Einstellung, zu der die Schweiz jetzt wieder geeignet, ja berufen erscheint. Sie ist ein geistiger Raum, in dem die Auseinandersetzungen der Zeit nicht zu schweigen brauchen, in dem aber der Standpunkt der Gerechtigkeit leichter zu wahren und derjenige der Versöhnung leichter zu finden ist, und wo die Luft der inneren Freiheit entgiftend und klärend wirkt. Die Schweiz ist es sich und der Welt schuldig, daß man sich in ihren Grenzen nicht umsonst nach Männern und Werken von solcher Haltung umsieht.

In diesem Sinne lobe ich mir Schmidhausers Buch als eine schweizerische Tat, die uns zur Ehre gereicht; dem Gehalt nach ist es allerdings ein Werk von europäischer Spannweite, auch ist das Schweizertum des Verfassers nicht zu identifizieren mit der Einen Schicht schweizerischen Wesens, die als die zeitlich neueste vorherrscht. Schmidhauser unterscheidet die bündische Urdemokratie, die reformatorische Gemeindedemokratie und die revolutionäre Demokratie. Demokratie nennt er unsere Vorbestimmung und unser gewachsenes Schicksal. Von ihr haben wir auszugehen, aber auch, von unserer persönlichen Freiheit aus, den verkümmerten Sinn für Führerschaft und Gemeinschaft zurückzugewinnen. Das etwa ist der Kern einer 1931 erschienenen Broschüre «Die Schweiz im Schicksal der Demokratie», in der sich Schmidhauser mehr auf der politischen Ebene mit den uns bedrängenden Zeitfragen auseinandersetzt.

Dieses schmale Heft und das 400 Seiten starke neue Buch stammen aus derselben Wurzel. Der Übergang von jenem zu diesem werde mit den Worten bezeichnet: «Jedes Volk muß durch das Gericht seiner Berufung gehen. Jedes Volk hat auf seine Weise zur Wertfülle des Reiches beizutragen.»

Den «Kampf um das geistige Reich» führt Schmidhauser als «Neutraler», als Schweizer, jenseits der Parteien im Sinne eines Kampfes für das geistige Reich.

«Bau und Schicksal der Universität» heißt der Untertitel. Sie ist äußerer Anlaß und Wurzel des Buches, aber nach allen Seiten wächst seine Krone mächtig darüber hinaus und auf lange Strecken verdecken die weitausholenden Gedanken das besondere Thema, um dann allerdings überraschend und ergebnisreich wieder einzumünden. Als Sinndeutung und Geschichte — nicht der Universitäten,

aber der Universität — ist das Buch ein wohl einzigartiger und kühner Wurf. Eine unerwartete Festgabe gleichsam, zur Jahrhundertfeier der Zürcher Universität, und übrigens in ihrem Bannkreis und in enger Wechselwirkung mit ihr entstanden.

Die eigentlichen Großzeiten der europäischen Universitäten sieht Schmidhauser allerdings jenseits dieser Gründung: in der kurz vorangehenden Romantik und weiterhin, über die Aufklärung und die Pole von Renaissance und Reformation zurück, in ihrem mittelalterlichen Ursprung, wo ihre Idee am reinsten und ungebrochensten gilt.

Die positivistische Universität des 19. Jahrhunderts und gar ihre gegenwärtige Weiterbildung bedeutet für ihn — vielleicht in zu starkem Maße, weil alles an ihr dem Nahblick ausgeliefert ist — einen Abfall von der ursprünglichen Bestimmung. Und doch ist, bei allem Wert der Einzelleistungen, etwas daran: «Die Universität ist in ihrer heutigen Gestalt wie kein anderer Ort symbolisch für das Trümmerfeld unserer Welt in seinem ganzen Umfang.»

Wird die Geschichte der Universität wie hier vom höchsten Gesichtspunkt aus ins Auge gefaßt, so erscheint sie im Geflecht der Wechselwirkungen mit dem Ganzen der jeweiligen Epoche. Die Hochschule wird vom Geist der Zeiten, vor allem von der Universalität und der Heilserkenntnis des Mittelalters erzeugt, wird in den Mittelpunkt gestellt und getragen, andere Male beiseite gedrängt und verraten; sie führt oder leistet Gefolgschaft, wird gefährdet von den Gewalten des Staates oder der Kirche, wenn nicht gar zum Werkzeug und zur Magd erniedrigt, wie im sowjetistischen Rußland. Kurz, sie erleidet als ein besonders empfindliches Organ die Wachstumsveränderungen, Gesundheitskrisen, Alterserscheinungen des Gesamtkörpers mit.

Und immer wieder ist die Universität als höchste abendländische Schul- und Bildungsstätte ein Hauptkampfplatz der geistigen Entscheidungen geworden. So verfolgt Schmidhauser den Kampf um das geistige Reich in ihr als einem Brennpunkt.

Das Mißverständnis soll ausgeschaltet werden, als handle es sich bei dem Begriff des «Reiches» für den Verfasser um eine politische Vorstellung. Er setzt sich im Gegenteil mit Hielscher und andern, die das Wort in diesem Sinne brauchen, deutlich auseinander, und nur soviel ist einzuräumen, daß er den Reichsgedanken als eine

dem deutschen Geist historisch und in der Gegenwart besonders naheliegende Idee empfindet.

Nein, «das hochgemut-demütige Urwort: Reich» ist ihm eine religiöse Idee. Es ist das Reich, dessen Kommen in der Bitte des Vaterunsers gemeint ist, es trägt aber nur einen im weitesten Sinne christlichen Zug, und vor allem: dieses Christentum ist kein ausschließliches, ist ein weitherzig einschließliches.

Ob man die religiöse Voraussetzung des Reich-Gedankens teile oder nicht, man wird anerkennen, daß aus diesem metaphysischen Untergrund und Wurzelstand dem Werke der beste Saft zuströmt. Und daß es zur Art dieser Religiosität gehört, schöpfungswärts gerichtet, verwirklichungsfreudig, einsatzmutig, den Erscheinungen zugetan und der Erde treu zu sein und das Wesen vom Abglanz der Erscheinungen abzulesen. Aus dieser Weltfrömmigkeit heraus wird bei Anlaß von Karl Barth, dem zwar Mut und Entschiedenheit zugestanden werden, die Scheidung des Unsichtbar-Jenseitigen als des Göttlichen-Heiligen und des Sichtbar-Diesseitigen als des Ungöttlichen-Profanen als urfalsch und verhängnisvoll bezeichnet.

Und gegen den abstrakten Geist wird das Wort gesetzt: «Im Anfang war das Bild». Schmidhauser weiß, wie George, um den Ursprung aller Bildung im Vorbild. Die Idee der göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen ist bei Schmidhauser innig mit der Idee des Reiches verwoben. Sie wird aber auch aus der Sehweise Platons, Goethes und zum Teil der Romantik dem Verständnis nahe gebracht.

Wer der religiösen Glaubensvoraussetzung des Buches fern bleibt, wird seinen Reichsbegriff doch als ein tiefes Sinnbild für eine großangelegte Ordnung der Werte, ein Reich der Werte willkommen heißen können.

Gegenüber der einseitigen Proklamation, Vergötterung und Vergötzung bald dieses, bald jenes Wertes, gegenüber dem heutigen subjektiven und willkürlichen Ausspielen aller Gegensätze, «diesem Jahrmarkt des Heils, der die Jugend in die Verzweiflung der Heillosigkeit treibt», ist es Schmidhausers Bedeutung, für das Gleichgewicht, mehr: die Durchdringung, das Ineinander der Eigenschaften, Kräfte, Werte einzustehen. Jede Betrachtung, jedes Urteil wird getragen von einer Lehre der Integration, der re-integratio der mit sich selbst und dem Schöpfer zerfallenen Schöpfung.

Bis zum gefährlichen Grad der chaotischen Auflösung sieht er voll tiefer Beunruhigung in unserer Gegenwart jenen Hang zur Ver-

sonderung ausgeprägt, jene dämonische Sondersucht gegen die göttliche Allverbundenheit, die ihm die eigentliche und ewige Urschuld des Menschen bedeutet.

Jedes Individuum, jede Richtung und Epoche hat ihr Wesen und Unwesen, ihre Eigenart und ihren Eigensinn, ihre Höhe und ihren Abfall. Es ist ein bewunderungswürdiges Schauspiel, wie er in dieser europäischen Geistesgeschichte — denn eine solche bietet das Werk tatsächlich — den Aufbau und Abbruch immer neuer Geistesgebilde verfolgt und nahe bringt, wie jedes an seiner eigenen inhärenten Schwäche oder Satanie entartet, und wie gegen die zum Gift gewordene Gabe als Gegengift eine neue Kraft sich sammelt und den Menschheitskörper verjüngt.

Aber die Befürchtung ist unangebracht, Schmidhauser könnte durch Überspitzung dieses Zuges zum Gemeinsamen und Ganzen den Wert des Individuellen herabsetzen. Sein Mißtrauen gilt vielmehr dem trägerlosen Geist, und die Persönlichkeit ist ihm um ihrer hohen Ebenbildlichkeit willen ein besonderer Wert.

Mit stärkster Intuition trifft er ins schöpferische Zentrum der verschiedensten Geister; über Goethe und Nietzsche, Klages und Scheler, Nikolaus Cusanus und Paracelsus sind entscheidende Dinge ausgesagt.

Es braucht einen hohen Sinn und ein weites Herz, so umfassend anzuerkennen, so überparteilich gelten zu lassen. Ein Gerechtigkeitssinn, der nur Wunsch und Selbstbefehl wäre — er ist freilich auch das — würde nicht genügen, eine so gleichmäßige und eindringliche phänomenologische Wesensschau zu erzeugen; Schmidhausers Gerechtigkeit kommt aus Teilhaben und Mitleben, aus einer seltenen Begabung zur Totalität. Wir spüren zwar das Übergewicht seiner Sympathie: sie ist stärker für Plato als für Aristoteles, für Augustin als für Thomas von Aquino, für die Romantik als für die Aufklärung, für Deutschland und Rußland als für die westliche Zivilisation, aber sein Verantwortungsgefühl und seine Anerkennungsfreudigkeit gegenüber allen Werten vermag das Gleichgewicht erstaunlich zu halten.

Hier ist volle Vorurteilslosigkeit mit voller Urteilsfähigkeit gepaart; Unmittelbarkeit und Überlegenheit ergänzen sich. Es ist gleichermaßen ein Buch des Erkenntnisdurstes wie der teilnehmenden Liebe. Immer bleibt diese Doppelbewegung von Fühlungnehmen und Abstandnehmen spürbar; die Liebe geht in die Er-

scheinungen ein, der Ordnungswille erhebt sich zum freien beherrschenden Blickpunkt. Schmidhauser hat ein Recht auf das von ihm angeführte Hölderlinwort: «Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste». Bei ihm arbeiten «der Scheidekünstler Verstand und die Bindemeisterin Seele» einander einträchtig in die Hände.

Einem so verantwortungsvollen und das notwendigerweise Gegensätzliche begreifenden Geist müssen Entscheidungen besonders schwer fallen. Und doch muß er sich aus seinem Wirklichkeitsernst heraus zur Entscheidung gedrängt fühlen. Sie kann, nach allem Gesagten, nur im Sinn des Reiches stattfinden. Schmidhauser kämpft nicht gegen das eine oder andere, sondern für das Ganze. Das Reich ist das Maß, an dem er die Tatsachenwelt mißt. Und sie muß an dieser äußersten Idee gemessen aus Unzulänglichkeit ewig versagen. Das gilt für die Universität, diesen symbolischen Ort der geistigen Auseinandersetzungen in besonderem Maße, und gerade heute. Auch Schmidhauser meint nicht, daß die Lösung von hier ausgehen kann und verliert sich nicht in Vorschlägen und Forderungen.

Aber immer wieder wird der Schmerz über den spannungsreichen Abstand zwischen Idee und Wirklichkeit bei diesem wirklichkeitsgewillten Idealisten als ein Grundklang spürbar. Nur daß die enttäuschende Erkenntnis übertönt wird durch den liebenden Mut, die mutige Liebe. Es ist das Buch eines Kämpfers und eines Weisen. Kämpfer noch: denn seine Weisheit ist nirgends verwirklicht; Weiser schon, denn er hat sich im Geistigen sein Reich schon erkämpft.

Von der Fülle des Buches hier einen Begriff zu geben, ist unmöglich. Es hat das Gewicht der Reife und doch ist nichts Stoff geblieben; es stellt sich als ein geistiges Reich im kleinen dar, das der ordnende Logos bis ins einzelne gliedert und durchwaltet. Allerdings ist es für den Verfasser wie für den Leser kein Leichtes, solche Massen zu beherrschen. Jede Seite ist geladen und gedrängt, jeder Satz zusammengeballte Substanz. Das Gefühl der innern Spannung des Verfassers teilt sich mit, und wer geistige Dauermärsche nicht gewohnt ist, wird Atempausen und Abstecher vermissen.

Das Buch spricht seine eigene Sprache, aber es spricht sie mit ungewöhnlicher Kraft des Ausdruckes und Nachdruckes. Es fehlen diesem Stil die Erleichterungen, die der typische Schriftsteller oder gar der verkappte Journalist gewähren; es fehlt ihm das gefällige Entgegenkommen; und nichts ist ein größeres Mißverständnis als

das vermeintliche Lob einer Besprechung: dieses Buch sei «brillant gekonnt». Es stammt von einer ganz andern Ebene, und sein wahrer Ruhm liegt darin, daß die begriffliche oder bildliche Formel sich mit dem Gehalt innig deckt, daß dieser Stil — und das ist die Voraussetzung jedes echten und dauerhaften Stils — notwendig ist.

Das Werk als Ganzes erweckt diesen Eindruck des Notwendigen, den man bei Zeitgenossen so selten empfängt. Aus höchstem Einsatz entsprungen, verdient es, daß man sich voll dafür einsetzt.

Briefe von Adolf Frey und Carl Spitteler¹

von Werner Kaegi

Als Spitteler im November 1904 einen zustimmenden Brief Adolf Freys zum vierten Band seines Olympischen Frühlings empfangen hatte, entglitten ihm in der Freude über das Erreichte beim Antworten ein paar intimere, vielsagende Zeilen: «Ich empfinde jetzt als gelehrter Sprachmensch C. Spitteler die Sprache des Dichters C. Spitteler nachträglich beim Lesen als eine diktatorische (tyrannische). Beiläufige Bemerkung, der Kuriosität halber: Hier wieder ein interessanter Beleg meiner Behauptung, daß Bildung und Gelehrsamkeit die schöpferische Naivität keineswegs ausschließen noch beeinträchtigen. C. Spitteler ist ein in vielen Sprachen bewandter, in einigen sogar gewandter Sprachmensch, ein vergleichender Sprachgelehrter Liebhaber, der eine Grammatik, einerlei welchen Volkes mit wahren Genuß liest (lieber als ein Gedicht Goethes oder Schillers), dem die Examinatoren nach dem Examen die Fähigkeit zutrauten, sich für das Universitätskatheder (hebräisch) vorzubereiten usw. Derselbe C. Spitteler spricht als Dichter mit einer wahrhaft haarsträubenden, unglaublichen Naivität. Erklärung: die Gewalt des mächtig flutenden Poesiequells bricht während des Schaffens alles durch, Bedenken, Verstandes-schranken, alles.»

Der Schrankenbrecher unter den Halbgöttern, der Empörer gegen die Olympier, Prometheus, ist nicht umsonst der Liebling von

¹ Herausgegeben von Lina Frey, Verlag Huber & Co. A.G., Frauenfeld und Leipzig 1933.